Der Radfahrsport und die Studenten.

Deutsche Commilitonen!

Aus kleinen Anfängen ist der Radfahrsport mächtig emporgeblüht, und ungeahnte Ausdehnung hat er gewonnen. Mitgunst und Vorurtheil hat er mühsam zu Boden gerungen, und heute steht er da — ein kraftstrotzender Baum, der seine Aeste weit hineinragen läßt in alle Lande und Gaue! Erst verspottet und verlacht, ist er heute beliebt bei Alt und Jung, von Laien und Aerzten als Gesundheitsfactor hochgepriesen.

In gemodnter Weise ist Wien erst nach langer Zeit für den Radfahrer etwas günstiger gestimmt worden. Lange hat es gedauert, bis Wien die Verwendbarkeit, die Vortheile und den hohen gesundheitlichen Werth des Fahrrades eingesehen hat; lange hat das kleine Häuflein der Wiener Radfahrer daran gearbeitet!

Deutsche Commilitonen! Wir treten heute vor euch und bitten euch, mitzuwirken und mitzuhelfen, einen

Radfahrverein deutscher Hochschüler Wiens

ins Leben zu rufen! Seit 2. Juni 1887 hat Graz seinen Akademisch-technischen Radfahrverein, hochangesehen in gesellschaftlicher und sportlicher Beziehung, blühend und eine große Mitgliederzahl aufweisend! Das mit die 100.000 Seelen zählende Murstadt mit nur einem Viertel von deutschen Studenten im Vergleich zu Wien thun kann — sollte es Wien, die Millionenstadt, nicht können?

Wohl muß zugegeben werden, daß in Graz die Bedingungen für das Aufblühen und das Gedeihen des Sports weitaus günstiger waren und noch sind, aber auch Wien und seine Behörden rufen sich auf: Binnen Jahresfrist hat sich die Zahl der Wiener Radfahrer verdreifacht! Man sage nicht, wir hatten genug Radfahrervereinigungen in Wien, einen Radfahrerverein deutscher Hochschüler haben wir noch nicht! Auch sage man nicht, die Mehrzahl der Studenten habe fürs Radfahren nicht das nöthige Geld — ja, haben die Grazer Studenten denn mehr? Mit Rath und That wird das vorbereitende Comité allen Jenen beistehen, die sich bei den Unterzeichneten anmelden, und sie überzeugen, daß es nicht so großer Opfer bedarf, um Radfahrer zu werden.

Drum noch einmal, deutsche Commilitonen! tretet unserer Vereinigung bei und helfet ein wahrhaft sportliches Werk im nationalen Sinne mitzuschaffen! Herren, die dem Vorcomité beitreten wollen, werden ersucht, gleich Jenen, die bei einem eventuellen Fustandekommen des Vereins demselben als Mitglieder angehören wollen, ihre Adressen den Unterzeichneten zu übermitteln. Näheres wird rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Wien, im Mai 1893.

Ali Heil!

Stud. techn. Rudolf Berger, 8. Bezirk, Josefstädterstraße 59.
Stud. jur. A. Kirchmayer jun., 8. Bezirk, Lerchenfelderstraße 46.

Ausflug.

Die Turnlehrerverbindung unternimmt Donnerstag den 1. Juni 1893 (Frohnleichnam) einen Ausflug auf die Hohe Wand, wozu die Mitglieder hiermit eingeladen werden.

Abfahrt vom Abspang-Bahnhofe um 6 Uhr 25 Minuten Früh nach Waldegg. Gäste willkommen.

K. Walter, Sprecher. A. Schrümpf, Schriftwart.

Abonnenten der „Deutschen Zeitung" sind auf 2000 Einzelkäufer dieses Blattes auf den Betrag von 1000 Kronen österr.-ung. Währ., letztere für die Zeit bis 2. Juni 1893, 10 Uhr Morgens, gegen materielle Schadenfolgen körperlicher Unfälle versichert. (Der Raum für die Unterschrift des Einzelkäufers befindet sich auf Seite 16.)

Tagesneuigkeiten.

Der Distanzmarsch Berlin—Wien.

(Drahtbericht unseres Specialberichterstatters.)

Zittau, 5 Uhr 22 Min. Nachmittags.

Die Vegetarianer mußten wegen zerschundener Füße zurückbleiben. Erster ist jetzt der Wiener Ingenieur; in großen Zwischenräumen folgen der „Naturmensch" und ein Buchdrucker aus Flöha in Sachsen.

Die Ersten sind Alle ziemlich heruntergekommen und machen einen mitleiderregenden Eindruck. Die Radfahrer, darunter der Vorsitzende des Berliner Distanzgehervereines Regierungsrath v. Studnitz und der Wiener Radfahrer Schmal, greifen mit Rath und That ein. Die Distanzgänger befinden sich gegenwärtig 244 Kilometer von Berlin. Am ersten Marschtage wurden 100, am zweiten 92, am dritten kaum 60 Kilometer zurückgelegt.

Heute Abends überschreiten die Distanzgänger die österreichische Grenze.

Das andere Paris.

Ich möchte eine Legende zerstören. Ich bin sonst gar nicht so. Ich liebe sonst die Legenden, die wahr sind, ohne wirklich zu sein, und in gefälligen Hüllen echte Kerne tragen. Aber diesesmal meine ich eine, die ganz albern ist, läppisch und lächerlich, ohne Grund. Ich meine die Legende von der Pariserin und von Paris.

Sie ist lange bei uns in Schwung und durch einen alten Aberglauben, den Alle theilen, geheiligt. Jeder kennt sie, und es ist ausgemacht, daß man ihr folgen muß. Es gibt keinen Zweifel. Es ist ausgemacht, daß Paris die Stadt des Vergnügens ist, der Lust ohne Sitte und aller tollen Genüsse, während wir die Städte des Fleißes, der Arbeit und der Sorge haben. Es ist ausgemacht, daß der Pariser, leicht und ohne Ernst, nur immer den Taumel der Sinne sucht, während wir emsig edlere Werthe des Lebens verfolgen. Es ist ausgemacht, daß die Pariserin ein lieblich schauerliches Wunder aller Laster ist, ein zauberisches Instrument der Sünde, wie es feiner, üppiger und reicher nicht ersonnen werden kann, aber jeder Tugend, jeder Würde bar, während stille am rauchenden Herde die deutsche Frau in Züchten waltet, einfältig und gut. Das Alles ist lange ausgemacht. Und das Alles ist ganz falsch und ist sehr dumm. Es ist eine Legende, die ich verscheuchen möchte.

Es gibt diese Pariserin — ja! Es gibt dieses Paris — ja! Aber der rechte Pariser kennt sie gar nicht, weiß von ihnen nichts. Sie werden nur für die Gäste gehalten. Sie sind ein Artikel der Industrie für die Fremden, der sich gut verkauft und mit Eifer gesucht wird — warum also sollte man ihn für den thörichten Fremden mit dem vielen Gelde nicht führen?

Dieser Fremde mit dem vielen Gelde, der Pariser Fremde, ist überhaupt ein rares Thier, auf das sich die Schöpfung was einbilden darf; ausgestopft wäre er noch besser. Er ist ein Zwitter von Affen und dem gewöhnlichen Yankee, wohnt in einem Hotel der großen Boulevards, das immer einem Frankfurter gehört, der immer aus Lemberg ist, speist bei Bignon, wohin der Pariser, außer wenn er ein mexikanischer „Rasta" oder Panamite ist, nicht kommt, sucht jeden Ort, vor dem der Bädeker die Damen warnt, und verbringt die meiste Zeit mit der Verwechslung des harten P und des weichen B. Er läuft hinter jenen auf- und abgängigen Damen, lebt zwischen der Oper und der Rue Drouot, und wenn ihn gar einmal der alte Herr v. Tortoni grüßt, der einem gebräunten Stiche nach Daumier gleicht, glaubt er sich im Besitze des unverfälschten extrait de Parisine. Dahinter müßt er an den Erfahrungen des Café de la Paix und des Americain dann sein biederes Gemal und weiß erst ihre Tugend zu schätzen. Und den ganzen Winter wird er mit unerschöpflichen Beispielen patriotisch beweisen, daß ein solcher Staat, ein solches Volk, dem jede sittliche Basis fehlt, unmöglich dauern kann.

Ich verarge das dem Fremden nicht. Ich lasse Jedem sein Vergnügen. Er schafft sich so den nöthigen Proviant an moralischer Entrüstung und die Pariser, die ihre Preise stellen, machen dabei ganz gute Geschäfte. Ich schelte ihn nicht. Ich bedauere ihn blos. Ich bedauere ihn, weil er sehr liebe schöne Dinge versäumt, die liebsten und schönsten, die ich auf dieser engen Erde weiß: die andere Pariserin und das andere Paris, hinter der Legende.

Ich möchte, er käme einmal mit mir.

* * *

Ich möchte, er käme einmal mit mir: auf das andere Ufer oder über das steile Pflaster von Pigalle und Montmartre, zu Poeten, die verzückte, fremde, tiefe Rhythmen suchen, bange wie junge Küsse und wie stille Thränen schwül, zu den Malern, die um wilde, große, feierliche Farben werben, im fünften und sechsten Stocke. Ich möchte, er sollte ihren heiligen Eifer sehen. Ich denke, er müßte, wenn er sich recht als Deutscher oder Wiener fühlt, vom Kaiserhof oder Griensteidl — ich denke: er müßte sich schämen. Welche Leidenschaft für die Größe, für die Schönheit, welcher Muth und welche Strenge! Und wenn da vielleicht auch einmal ein Kuß gepflückt wird, den kein Priester gesegnet hat . . . . das mag doch schließlich auch in anderen Landen bisweilen passiren.

Und dann möchte ich, er käme zu meinem Freunde Antony mit, der jetzt verheiratet ist. Es ist nicht die schönste Gegend, in die ich ihn führte. Ich führte ihn in das schwarzseste Getümmel der alten Stadt, wo das Geschäft, die Arbeit lärmen. Rauch, Ruß und verhärteter Schmutz sind rings. Aber er würde doch schauen, verwundert und neidisch.

Wenn ich wieder in Wien bin, müssen Sie mich, lieber Leser, und auch du, wenn du schon bist, verehrte Leserin, einmal in meiner schlichten und frohen Garconniere besuchen, hoch oben auf dem Gipfel des friedlichen stillen Häuschens. Es geschieht Ihnen nichts, aber auf jeden Fall nehmen Sie den Fetzel unserer Unfallversicherung mit, o meine Leserin! Es gibt da außer mir selbst noch allerhand Hübsches, und ich zeige Ihnen dann Antony auch, meinen Freund, der über dem schmalen, feinen, harten Profil des kleinen Loris hängt und über den lowischen Locken des Adalbert von Goldschmidt. Er wird Ihnen gefallen. Er sieht da zwar, mit dem grossen spanischen Mantel und dem saltigen Baret, ein bischen wie ein Bandit und Brigant aus. Damals war er noch im Journalismus. Aber er hat jetzt, nach dem Tode des großen Generals, verzweifelt, enttäuscht, geekelt, die Presse verlassen und verlauft lieber Elektricität, was Einem mehr, als die beste Mepherlade bringt. Wenn Sie mich noch lange ärgern, mache ich es auch so und werde beleidigt elektrisch.

Er hat jetzt ein ehrsam bürgerliches Gewande und hat, wie es dazu gehört, eine liebe, kleine Frau, eine süße, blonde Parisienne, wie sie parisiennner gar nicht gedacht werden kann, bis in die Spitzen der schmalen, winzigen Füßchen und unter die langen blassen Nägel, die schimmern. Die möchte ich, sollte mein Fremder, um die wüste Legende zu bannen und sich mit hellen reinen Freuden zu bereichern — die sollte er in ihren knappen, bunten Zimmerchen sehen, wie das flinke, köstliche Geschöpf, einem japanischen Püppchen gleich und wie eine junge Blüthe im Winde des Frühlings geschwinde, singend, ohne Rast mit Eile an der Arbeit ist, unsäglich an Güte und Anmuth. Man kann es ja gar nicht erzählen.

Ich habe von ihr etwas gelernt, das mir fremd war. Ich habe an ihr etwas erlebt, das ich vorher nicht wußte. Tugend kannte ich auch sonst. Tugend gibt's bei uns genug. Aber ich wußte nicht, daß Tugend graziös und lieblich sein kann, viel schöner als die schönste Sünde, und so hold, mit Verehrung zu genießen. Ich habe von ihr gelernt, daß es die feinste Wollust ist, welche die Tugend gewährt.

* * *

Das ist eine und ihrer sind tausend, in diesem versteckten anderen Paris der stillen, redlichen Arbeit. „Wer's nicht glaubt, geh' hin und seh'," heißt's in dem Liede. Nur freilich streifen sie auf den Boulevards nicht und tanzen nicht in der „rothen Mühle", wo eifrig der Fremde nach den Sitten des Volkes forscht.

Meph erl.

Wien, 31. Mai.

[Hof- und Personal-Nachrichten.] Der Kaiser hat heute Mittags den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe in längerer Audienz in der Hofburg empfangen. — Erzherzog Josef August, welcher sich vorige Woche zum Besuche seiner Braut, Prinzessin Augusta von Baiern, nach München begeben hat, ist heute Nachmittags wieder in Wien eingetroffen. — Der zum Generalconsul der Vereinigten Staaten Nordamerikas in Wien ernannte Herr Max Judd ist heute Früh hier eingetroffen. — Gräfin Elise Wilczek-Kinsky, Gemalin des Grafen Hans Wilczek jun., wurde am vergangenen Sonntag von einem Knaben glücklich entbunden. — Geheimer Rath Alexander v. Matlekovits ist heute aus Budapest hier angekommen. — Dienstag Abends ist hier der Oberingenieur der niederösterreichischen Statthalterei Georg Brückl an Typhus gestorben. Der Verstorbene war einer der hervorragendsten jüngeren Staatsingenieure und wegen seiner Fachtüchtigkeit und seiner persönlichen Eigenschaften eine in weiteren Kreisen geachtete und beliebte Persönlichkeit.

[Die Festsitzung der Akademie der Wissenschaften.] Im Anschluß an den im heutigen Abendblatte veröffentlichten gedrängten Bericht über den Verlauf der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften ist es wohl am Platze, das Nachrufes auf Schmerling zu gedenken, den der nunmehrige Vicepräsident Professor Dr. Sueß seinem Berichte über die Wirksamkeit der Akademie im Allgemeinen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe im Besonderen einfügte. Professor Sueß knüpfte an die Würdigung an, die dem Verewigten bereits „aus dem vornehmsten und durch historische Erlebnisse berufensten Munde" zutheil geworden sei, und gab dann einen Ueberblick über die politische Laufbahn Schmerling's. Er hob hervor, daß die Schöpfung Schmerling's, die Februar-Verfassung, wohl nicht die Geltung eines typischen Vorbildes habe, daß man aber nicht vergessen dürfe, wie groß der Schritt war, welchen in dieser Zeit die Völker Oesterreichs zum zweitenmale nach vorwärts machen sollten. Professor Sueß schloß seine Schilderung des Charakters und des Wirkens des Verewigten mit den Worten: „Man behauptet, daß die Politik der Charakter

Ein Tag aus dem Leben unseres Kaisers.

Montesquieu schrieb über Marc Aurel: „Man empfindet bei sich ein geheimes Vergnügen, wenn man von diesem Kaiser spricht. Man kann sein Leben nicht ohne eine gewisse Rührung lesen: Die Wirkung, die es hervorbringt, ist derartig, daß man eine bessere Meinung von sich selbst erhält, weil man eine bessere Meinung von den Menschen gewinnt . . ."

Und so hört jeder Oesterreicher gerne von seinem Kaiser singen und sagen. Der Mund verstummt nicht, der die Herrschertugenden unseres Monarchen zu rühmen beginnt. Ihm blühen die Reise der Liebe des Volkes wie selten einem Träger des Purpurs. Es geht das Wort im Volke herum: „Wer einmal unseren Kaiser gesprochen, ist dem Zauber dieser edlen Natur verfallen; die milden, freundlichen blauen Augen unseres Kaisers gewinnen jedes Herz." Das ist ein Volkswort, ein Wahrwort. Die Liebe kann Niemand gebieten, die Verehrung, die unserem Kaiser entgegengebracht wird, entspriesst der Dankbarkeit und der Bewunderung. Aus allen reichen Prüfungen des Schicksals schöpfte unser Kaiser nur neuen Muth, neue Kraft, seine Herrscherpflichten zu erfüllen; aus lauteren Empfindungen quillt die innige Theilnahme, die unserem Kaiser auf allen Wegen begegnet. Nicht müßige Neugierde, die gerne die Falten des Purpurs lüftet, ist es, wenn jede Kunde aus dem Hause des Kaisers zum freundlichen Ereignis wird.

Der Kaiser zeigt sich nicht dem Unterthan, er erscheint vor seinem Volke, wenn ihn sein Herrscheramt ruft. An Pflichtbewußtsein jeder Zoll ein König. Das Gefühl der Pflichten seiner Würde ist überwächtig, es schafft die Unermüdlichkeit, die Elasticität unseres Kaisers. Mit der Pünktlichkeit, der Höflichkeit der Könige, hat es noch kein Monarch so peinlich genau genommen wie Franz Josef; die Pünktlichkeit ermöglicht es dem Kaiser einzig und allein, die Riesenlast an Arbeit, die eine Krone darstellt, zu tragen.

Vor acht Tagen war's. Am Morgen besand sich unser Kaiser im Bruder Lager. Er besichtigte stundenlang die Uebungen der versammelten Truppen. Dies war in den ersten Stunden des Vormittags. Von Bruck an der Leitha begab sich der Kaiser nach Wien, wo er am Nachmittage dem Leichenbegängnisse Schmerling's beiwohnte. Am Abend ehrte er die in unserer Stadt versammelten Philologen und Schulmänner durch einen feierlichen Empfang, der zwei Stunden währte. Das ist die Thätigkeit eines Tages, die man sieht, von der man liest, die sich vor Aller Augen abspielt.

Nun weiß man aber auch, daß der Kaiser täglich um halb 5 Uhr Morgens das Lager verläßt; er kürzt das Vergnügen des Abends, um den Mor...d der Arbeit zu retten. Um 6 Uhr ist bereits ein Stoß von Acten erledigt. Und ein constitutioneller Monarch erledigt in anderer Art Acten, als ein Herrscher aus vergangenen Zeiten. Das Gedächtniß unseres Kaisers ist berühmt, die Sachkenntniß außerordentlich, das Urtheil scharf, bestimmt, entschieden. Als am 25. Mai die Truppen zu Bruck ihrem Kaiser salutirten, grüßten sie einen Monarchen, der an diesem Tage sich bereits im Dienste seiner Völker gemüht hatte. Folgendes Beispiel aus früherer Zeit mag dies beleuchten: Als der Kaiser vor bretzehn Jahren in Brünn weilte, hielt er eine Truppenschau ab, die von 7 bis 9 Uhr dauerte, worauf er noch eine Stunde die Artillerie im Feuer exercieren ließ. Unmittelbar vom Exercierfelde weg begab er sich in die Statthalterei und empfing sofort die Behörden. Als ihm bei dieser Gelegenheit ein außerordentlicher Professor der Technik vorgestellt wurde, theilte ihm der Kaiser in huldreichster Weise mit, daß er ihn „heute" durch Unterfertigung des bezüglichen Decretes zum ordentlichen Professor ernannt habe. Das Decret war demnach noch vor sieben Uhr unterzeichnet worden.

Am 25. Mai gab es keine Audienzen. Der Kaiser fuhr nach Wien und begab sich dann zum Begräbnisse Schmerling's. Der Zutritt zum Kaiser ist frei, frei für jeden, den ein ernstes Anliegen zu ihm führt. Daß diese Audienzen stundenlang währen, ist bekannt. Daß der Kaiser auch den letzten Audienzwerber, den letzten in jedem Sinne des Wortes, mit gleicher Güte empfängt, weiß jedes Kind in Wien. Es ist bemerkenswerth, wie unser Kaiser jedem seiner Bürger gegenüber den Ton anschlägt, den die Umstände erfordern, das zartfinnige, hochgezogene Eingehen auf die Gemüthsstimmung dessen, der vor seinem Throne erscheint. Vor seinem Throne? Das ist in diesem Falle eine grundfalsche Bezeichnung. Der Kaiser empfängt in einem einfachen Gemache, allein steht man vor dem Monarchen. Der Prunk und Pomp des Wartesaales verschwindet, die Güte empfängt uns: der mächtige Wille, zu helfen; der Dank für wackere Thaten; die Aneiferung, weiterzustreben.

Ein Schauspiel wahrhaft fürstlicher Repräsentation, einer echten schönen Blüthe unserer modernen Zeit, ist ein Cercle. Wer am Abend des vergangenen Donnerstag den Kaiser beim Empfange der Philologen sah, mußte rückhaltslos erkennen, daß Ansprache und Verabschiedung in einer Form erfolgen, die einzig dasteht. Welch intimes Erfassen der Geistes- und Charakterart, welche Huld im ersten Worte und welch gütiges Verabschieden. Es ist ein künstlerisch Gerundetes. Es ist eine volle, ganze Zuzeichnung vom Kaiser beim Cercle angesprochen zu werden. So fand die Pflichten der Repräsentation nur auf, wer sein ganzes Wesen seiner Lebensaufgabe opfert.

Uns fallen die Worte ein, mit denen das dankbare Rom den Kaiser Trajan und sich selbst „Heute. Es war ein Glück, unter seiner Regierung geboren zu sein.